

Sachlich sein, heißt deutsch sein, sagen die Franzosen

Die Monumentschau zur Neusachlichkeit im Centre Pompidou zeigt Aufstieg und Fall einer einflussreichen Kunstepoche.

Von Bettina Wohlfarth, Paris

In jeder Sprache gibt es markante Begriffe, die in ihrer Dichte und kulturellen Trifigkeit mehrere Sinn-ebenen transportieren. Im Wort Sachlichkeit verbinden sich ästhetische Funktionalität, Objektivität und das Nützliche mit einer womöglich kalten Empfindungslosigkeit, mit Distanz und entseiter Rationalität. Heinrich Mann benennt damit in seinem 1914 erschienenen ironischen Roman „Der Untertan“ einen kulturellen Charakterzug: „Sachlich sein, heißt deutsch sein“, ruft seine opportunistische Hauptfigur Diederich Heßling im Roman „Der Untertan“. Hinter dem eigentlich unübersetzbaren Stilbegriff – objectivity oder objectivité fassen nur einen Teil der Bedeutung – verbirgt sich mehr als eine ästhetische Bewegung, die während der Weimarer Republik alle künstlerischen Domänen durchwirkt. „Neue Sachlichkeit“ drückt einen Zeitgeist aus, ein Lebensgefühl während eines knappen Jahrzehnts, in dem das Bauhaus enormen Einfluss gewann. Sogar in einer Berliner Komödiendevue wurde flott gesungen: „Es liegt in der Luft eine Sachlichkeit.“

Entsprechend umfassend ist der Anspruch der Ausstellung im Centre Pompidou mit neunhundert Exponaten: neben Malerei und Fotografie auch Film, Design, Architektur und zahlreiche Dokumente. Der zunächst ungenlenk wirkende Titel bekommt gerade durch die nüchterne Reihung Aussagekraft: „Deutschland/1920er Jahre/Neue Sachlichkeit/August Sander“ analysiert eine Kunstrichtung in ihrer Wechselwirkung mit der Zeit- und Kulturgeschichte. Das Haupt-

werk „Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts“ des Fotografen August Sander (1876 – 1964), das wie in einer Vivisektion die Gesellschaft der Weimarer Republik porträtiert und in soziologische Typen kategorisiert, wird mit mehr als 230 originalen Fotografien als Ausstellung in der Ausstellung eingeflochten. Sie gibt einen eindringlichen Blick auf die einzelnen Menschen, aber indirekt auch auf das Antlitz dieser Zeit.

Schon der Expressionismus schloss mit der biederem Gemütlichkeit der Wilhelmischen Epoche radikal ab. Nach dem im Desaster endenden Ersten Weltkrieg, dem Jahre mit Spanischer Grippe und Inflation in einem aufständischen politischen Klima folgten, griff der emotionsgeladene Kunstausdruck nicht mehr, um auf die traumatischen psychischen Erfahrungen und rasanten technologischen Umwälzungen der Moderne künstlerisch zu reagieren. Ein kühler bis illusionsloser Realismus löste den Expressionismus ab und zeigt sich in der Malerei von Georges Grosz, Otto Dix, Max Beckmann, Christian Schad oder Georg Scholz. Der junge Kurator Gustav Friedrich Hartlaub – und damit beginnt die Ausstellung im Centre Pompidou – stellte 1925 in einer Schau in der Mannheimer Kunsthalle zweitundfünfzig Künstler zusammen, deren Malerei eine neu aufgekommene realistische Figuration zum Ausdruck brachte. Hartlaub gab ihr den Titel „Neue Sachlichkeit“ und traf ins Schwarze: Er benannte einen Stil und zugleich das Empfinden seiner Zeit.

Die Konservatorin der modernen Sammlung des Centre Pompidou, Angela



Großer Auftritt für die Frau in Rot: „Bildnis der Tänzerin Anita Berber“ von Otto Dix aus dem Jahr 1925

Foto VG Bild-Kunst, Bonn 2022

Lampe, hatte das Projekt dieser Ausstellung schon vor zehn Jahren ins Auge gefasst. Florian Ebner als Leiter der Fotografieabteilung fügte die Idee einer Verbindung mit August Sander hinzu. Die monographische Sander-Ausstellung schiebt sich nun grau abgesetzt in zwei Diagonalen in die Übersichtsschau zur Sachlichkeit. Durchgänge lassen Blickachsen entstehen und ermöglichen es, vom Parcours durch acht thematische Bereiche immer wieder in die Sander-Räume überzugehen. So entsteht ein Dialog zwischen Sander-

frontalen Porträts der deutschen Gesellschaft, die er in seiner Typologie in soziale Gruppen einzufassen sucht (der Bauer, die Frau, die Stände, die Künstler, die Großstadt), und der Sachlichkeitbewegung dieses knappen Jahrzehnts zwischen 1925 und 1933.

In den thematischen Bereichen zeichnet sich das Bild einer vom rapiden Fortschritt getriebenen Welt, in der die Standardisierung von Gegenständen und die Rationalisierung von Prozessen die Lebensverhältnisse radikal verändern. Effizient

Aber auch im Parlament, eigentlich dem Ort der vielen Sprachen, dominiert das Englische, weil man sich dort möglichst vielen Anwesenden verständlich machen möchte. Da die Abgeordneten keine EU-Beamten mit obligatorischen Englischkenntnissen sind, sprechen sie noch ihre jeweiligen Sprachen. Der Sprachdienst steht ihnen ja zum Übersetzen zur Verfügung. Die Entfremdung von den eigenen Sprachen kann jedoch manchmal schon so weit gehen, dass sich Abgeordnete dafür entschuldigen, ihre Landessprachen zu sprechen.

Aber auch im Parlament, eigentlich dem Ort der vielen Sprachen, dominiert das Englische, weil man sich dort möglichst vielen Anwesenden verständlich machen möchte. Da die Abgeordneten keine EU-Beamten mit obligatorischen Englischkenntnissen sind, sprechen sie noch ihre jeweiligen Sprachen. Der Sprachdienst steht ihnen ja zum Übersetzen zur Verfügung. Die Entfremdung von den eigenen Sprachen kann jedoch manchmal schon so weit gehen, dass sich Abgeordnete dafür entschuldigen, ihre Landessprachen zu sprechen.

Die Berichtsgruppe hat in den verschiedenen Brüsseler Institutionen detailliert geforscht, hinsichtlich des amtlichen schriftlichen und mündlichen Gebrauchs der Sprachen in der internen und äußeren Kommunikation, aber auch hinsichtlich privater Kommunikation. Sie hat die Gründe für den Rückgang der Mehrsprachigkeit vorsichtig erörtert.

Das Fazit ist also, grob gesagt, dass das Englische immer dominanter wird und dass diese englische Einsprachigkeit als Gefahr für die Akzeptanz Europas bei seinen Bürgern gesehen wird. Daher sieht die Gruppe in der Verstärkung des „multilingualismus“ eine politische Notwendigkeit. Mehrsprachigkeit, „multilingualisme“, das ist vielleicht zu präzisieren, wird hier verstanden als die Präsenz mehrerer Sprachen der Union in der Hauptstadt der Union, in den Institutionen und bei den Akteuren. Die Voraussetzungen für die Verstärkung einer Brüsseler Mehrsprachigkeit sind eigentlich günstig, weil – wie einer der Befragten sagt – Brüssel „ein Haus voller Polyglotten“ ist.

Die Gefahr des sprachlichen Elitismus, des Abgehobenseins vom Volk, ist von der Untersuchungsgruppe richtig gesehen. Manche Länder Europas haben diese Erfahrung in ihrer Geschichte gemacht und schmerzhafte sprachbedingte Konflikte durchlebt. Dass die deutsche Aristokratie sich nach dem Dreißigjährigen Krieg ins Französische zurückzog, hat etwa die deutsche Kultur und Nation nicht befördert und musste durch eine geradezu kulturrevolutionäre Rückkehr zum Deutschen revidiert werden.

Die Empfehlungen zur Verstärkung der Mehrsprachigkeit, die der Rap-

um die Auslotung der Chancen des Französischen geht, ist aufgrund der Formulierung des Untersuchungsgegenstandes klar. Der Rapport Lequesne betrifft aber trotz dieser prominenten Erwähnung der französischen Sprache im Titel gar nicht so sehr diese Sprache, sondern vielmehr

sische und der deutsche Vertreter ihre jeweiligen Sprachen, der österreichische Botschafter aber weigert sich, Deutsch zu sprechen.

Aber auch im Parlament, eigentlich dem Ort der vielen Sprachen, dominiert das Englische, weil man sich dort möglichst vielen Anwesenden verständlich machen möchte. Da die Abgeordneten keine EU-Beamten mit obligatorischen Englischkenntnissen sind, sprechen sie noch ihre jeweiligen Sprachen. Der Sprachdienst steht ihnen ja zum Übersetzen zur Verfügung. Die Entfremdung von den eigenen Sprachen kann jedoch manchmal schon so weit gehen, dass sich Abgeordnete dafür entschuldigen, ihre Landessprachen zu sprechen.

Die Berichtsgruppe hat in den verschiedenen Brüsseler Institutionen detailliert geforscht, hinsichtlich des amtlichen schriftlichen und mündlichen Gebrauchs der Sprachen in der internen und äußeren Kommunikation, aber auch hinsichtlich privater Kommunikation. Sie hat die Gründe für den Rückgang der Mehrsprachigkeit vorsichtig erörtert.

Das Fazit ist also, grob gesagt, dass das Englische immer dominanter wird und dass diese englische Einsprachigkeit als Gefahr für die Akzeptanz Europas bei seinen Bürgern gesehen wird. Daher sieht die Gruppe in der Verstärkung des „multilingualismus“ eine politische Notwendigkeit. Mehrsprachigkeit, „multilingualisme“, das ist vielleicht zu präzisieren, wird hier verstanden als die Präsenz mehrerer Sprachen der Union in der Hauptstadt der Union, in den Institutionen und bei den Akteuren. Die Voraussetzungen für die Verstärkung einer Brüsseler Mehrsprachigkeit sind eigentlich günstig, weil – wie einer der Befragten sagt – Brüssel „ein Haus voller Polyglotten“ ist.

Die Gefahr des sprachlichen Elitismus, des Abgehobenseins vom Volk, ist von der Untersuchungsgruppe richtig gesehen. Manche Länder Europas haben diese Erfahrung in ihrer Geschichte gemacht und schmerzhafte sprachbedingte Konflikte durchlebt. Dass die deutsche Aristokratie sich nach dem Dreißigjährigen Krieg ins Französische zurückzog, hat etwa die deutsche Kultur und Nation nicht befördert und musste durch eine geradezu kulturrevolutionäre Rückkehr zum Deutschen revidiert werden.

Die Empfehlungen zur Verstärkung der Mehrsprachigkeit, die der Rap-

port für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft von 1958, die ein mehrsprachiges Regime von vier Sprachen Europas etabliert hatte (Deutsch, Französisch, Italienisch, Niederländisch), heute faktisch die einzige Sprache Europas.

Mit Lequesne wurde eine Gruppe von Experten aus ganz Europa berufen. Aus Deutschland war die Paris-Korrespondentin der F.A.Z. Michaela Wiegel Mitglied der Expertengruppe. Die Gruppe machte eine gründliche Bestandsaufnahme der Verwendung der Sprachen in den europäischen Institutionen (Kommission, Rat, Parlament, Gerichtshof) durch das Studium von Dokumenten, durch Gespräche und Anhörungen von Akteuren. Die Arbeit mündet in eine Reihe von Empfehlungen für eine Verbesserung der Sprachsituation. Der Abschlussbericht wurde im September 2021 der Regierung vorgelegt, die ihn nun in Europa bekannt macht.

strukturierte Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus wurden entworfen, wie etwa die Frankfurter Römerstadt der Architekten Erns May, Herbert Boehm und Wolfgang Bangert. Eine Dokumentation von Ella Bergmann-Michel „Wo wohnen alte Leute“ filmt Sequenzen aus dem Alltagsleben in einem ultramodernen, gläsernen transparenten Altersheim. Aenne Biermann, Erich Wegner oder Hannah Höch entwickeln einen fast hyperrealistischen Stil, um den alltäglichen Gegenstand, ob einen „Gummibaum“ oder die Transparenz einer Sammlung „Gläser“, wie einen Fetisch zu erhöhen. Eine Faszination für die rationale Produktivität Amerikas, die im Taylorismus und Fordismus theoretisiert wurde, aber auch für die jüngsten Errungenschaften wie Telefon, Radio, Flugzeuge oder den Zeppelin drücken sich in den Werken der Neuen Sachlichkeit aus. Carl Grossberg zeichnet detailgenau Industriemaschinen, während bei Oskar Nerlinger die Massen ameisenartige Arbeiter auf abstrakten „Straßen der Arbeit“ laufen und von einer tickenden Uhr aufgesogen werden.

Der Ausstellung gelingt es, in jedem Moment die Heterogenität dieser Epoche mitschwingen zu lassen. Entmoralisierung, Entmenschlichung und Entzauberung bilden die Kehrseite der Rationalität der Zwanzigerjahre und ihrer Fortschrittsbegeisterung. So entsteht eine Dichotomie zwischen melancholischer Kälte und gesellschaftlichen Transgressio-nen, ob als neue Genderfreiheit oder etwa in Gewaltfantasien. Die Porträtmalerei zeigt keinen seelischen Ausdruck, kein Innenleben, sondern einen kalten Typus wie Heinrich Maria Davringhausens „Schieber“, der ausdruckslos in seinem Hochhausbüro sitzt und Zigarette rauchend Aktien verschiebt. Wie ein verdrängter Aggressionsausbruch werden Lustmordvisionen zu einem plötzlich aufkommenden Thema in Gemälden von Otto Dix, Karl Hubbuch oder Rudolf Schlichter.

1933 kippte diese Welt des fortschritten-lichen Aufbruchs und der neuen Massenbewegungen in ihre Kehrseite um. Die Mannheimer Kunsthalle, die 1925 die bahnbrechende Hartlaub-Ausstellung organisiert hatte, richtete gleich 1933 eine Ausstellung mit dem Titel „Kulturbolschewistische Bilder“ aus. Sechzig Gemälde des hauseigenen Sammlung wurden in unverhohlen diffamierender Absicht ausgestellt – darunter fünf Gemälde der Schau von 1925. Im Centre Pompidou kommuniziert der letzte Raum mit Projektionen von Archivotos dieser antisemitischen Ausstellung wie das Negativ eines Lichtbildes durch eine Glaswand mit dem Anfang der Ausstellung. Die Weimarer Zwischenjahre erweisen sich als faszinierende Parenthese, in der eine kreative wie eine mögliche destruktive Ausrichtung der sachlichen Rationalität janusköpfig angelegt ist.

Deutschland/1920er Jahre/Neue Sachlichkeit/August Sander. Centre Pompidou, Paris; bis 5. September. Der Katalog kostet 49 Euro.

Lequesne ausspricht, sind außerordentlich maßvoll. Ihre Realisierung würde aber die Brüsseler und europäische Sprachsituation spürbar zum Besseren verändern.

Sie betreffen einerseits Aktivitäten zugunsten der Sprachen innerhalb der Brüsseler Institutionen: wie die Rekrutierung mehrsprachiger Beamten, die Verwendung mehrerer Sprachen bei der Erstellung der Dokumente, die Herstellung einer größeren Wachsamkeit auf die Sprachen, die Feier eines Tages der Sprachen im Parlament, die Nutzung und Förderung automatischer Übersetzungsinstrumente (wahrscheinlich das wirkungsvollste Instrument zur Förderung der europäischen Sprachen), die Praktizierung mehrerer Sprachen durch das Leitungspersonal.

Andererseits betreffen die Empfehlungen die Förderung der Sprachen außerhalb Brüssels, also in der Union selbst, wie die Intensivierung des Fremdsprachenunterrichts, den frühen Fremdsprachenunterricht, die obligatorische zweite Fremdsprache in den Schulen, die Implementation der gegenseitigen Sprachförderung im Deutsch-Französischen Vertrag, um nur einigen zu nennen. Die 26 Empfehlungen lassen sich nicht vom Schreibstisch wischen mit dem Hinweis, dass wieder einmal Frankreich sein Französisch in Brüssel stärken möchte. Das ist nicht der Fall. Der Rapport Lequesne ist ein Plädoyer für alle Sprachen Europas, auch für das Deutsche. Frankreich ist hier die Stimme Europas.

Wenn die Gruppe Lequesne und seine Gruppe Macron gelesen hätten, dann hätten sie dort auch eine sprachphilosophische Rechtfertigung ihrer Forderungen gefunden: „Das Universelle stellt sich den Menschen in mehreren Sprachen vor, von denen jede eine besondere Ansicht der Welt enthält.“ Diese verschiedenen Ansichten des Universellen sind ein Reichtum des Denkens, ein Glück für unser gemeinsames Land Europa. Humboldt hat das folgendermaßen formuliert: „Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichthum der Welt und die Mannigfaltigkeit dessen, was wir in ihr erkennen.“

JÜRGEN TRABANT

Der Autor ist Emeritus für romanische Sprachwissenschaft der Freien Universität Berlin.



Hinter Gittern

von Jürg Altwege

Oh, wie schön ist Babylon

Präsident Macron beim Wort genommen: Frankreich erkennt die Mehrsprachigkeit als Europas unerhörte Chance.